

also Entspannungspolitik; Frieden zu ermöglichen durch eine Politik internationaler Gerechtigkeit, also verantwortliche Nord-Süd-Politik; Frieden zu ermöglichen durch eine Politik der Bewahrung der Schöpfung; Das sind grundlegende Verpflichtungen für die Sozialdemokratie, die sie – manchmal mit sogar geschichtsmächtigem Erfolg – zu erfüllen trachtet.

Es gibt genügend Verbindungspunkte zwischen der SPD und den Kirchen und Religionsgemeinschaften und – ich betone es – auch anderen Weltanschauungsgemeinschaften. Ihr Zusammenwirken ist und bleibt notwendig – um der Zukunft der Demokratie als politischer Lebensform der Freiheit willen, um der Zukunft der Gerechtigkeit willen (den Sozialstaat eingeschlossen) als einer notwendigen Grundlage gelingender, stabiler Demokratie. Es gibt genug Stoff für politische Gemeinsamkeiten – ohne Alleinvertretungs- oder politisch-moralische Monopolansprüche. Alleinseligmachend (sprich alternativlos), das gibt es in der Politik nicht. Sozialdemokratie und Kirchen haben gewiss und selbstverständlich unterschiedliche Auf-

gaben. Aber sie stehen auch vor einer durchaus verwandten Herausforderung, nämlich Antworten zu finden auf die wachsende soziale, kulturelle und weltanschauliche Heterogenität und Pluralität der Gesellschaft, ohne dabei an Kenntlichkeit und Überzeugungskraft zu verlieren. Peter Glotz, ehemaliger Chefredakteur der NG/FH und Chef-Intellektueller der SPD, hat vor 10 Jahren geschrieben, »dass durch eine reinliche Trennung von Staat und Kirche« – ich ergänze: durch eine Entgensetzung von SPD und Kirchen – »diejenige Fraktion gestärkt würde, die ohnehin schon die stärkste ist, die der Salon-, der Feld-, Wald- und Wiesen-Relativisten. Eine solche reinliche Scheidung würde die Kommunikation – und den Streit – authentischer Sprecher mindern. Das wäre ein Schaden für eine Gesellschaft, deren größte Gefahr die Segmentierung, das Auseinanderfallen ist.«

Von wegen »Mehr Bebel und weniger Bibel«! Nein, vielmehr immer wieder zu erneuernde Partnerschaft, Zuhören und Streit, Diskussion und gemeinsames Handeln, wo möglich und nötig. Das ist es! ■

Jürgen Kocka

## Geschichtsbilanz und Gegenwartskritik

Tony Judt und Timothy Snyder im Dialog

»Man soll nicht nur über Dinge schreiben, von denen man etwas versteht. Genau so wichtig, womöglich noch wichtiger ist es, über die Dinge zu schreiben, die einem am Herzen liegen.« So Tony Judt, der 2010 verstorbene englisch-amerikanische Historiker und Intellektuelle, in diesem Buch, in dem sein Leben, seine Arbeiten und seine weit gespannten Reflexionen über Geschichte und Gegenwart im Mittelpunkt stehen. Es resultiert aus Gesprächen, die 2009 zwischen dem an einer rasch fort-



**Jürgen Kocka**

(\* 1941) Professor (em.) für Geschichte an der FU Berlin und Mit-Herausgeber der Neuen Gesellschaft/Frankfurter Hefte, war Präsident des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB).

kocka@wzb.eu

schreitenden Nervenkrankheit leidenden, zunehmend gelähmten und bald unbeweglich liegenden, aber weiter zu ungehin-

dertem Denken und zum Gebrauch der Stimmbänder fähigen Tony Judt und seinem viel jüngeren Freund und Kollegen, dem Osteuropahistoriker Timothy Snyder über Monate systematisch geführt und hier wiedergegeben werden – ergänzt durch autobiographische und reflektierende Passagen von Judt. Das Produkt ist eine originelle Mischung von Geschichtsbilanzierung und Gegenwarts kritik, von Gelehrsamkeit und Polemik.

Die Geschichte der Juden stellt einen zentralen Faden in dem Gewebe von Erinnerungen, Gedanken und Interpretationen dar. Der 1948 in England geborene Judt stammte aus einer jüdischen Familie osteuropäischer Herkunft, mit Verfolgungserfahrungen im 19. und 20. Jahrhundert. Snyder wurde mit »Bloodlands. Europa zwischen Hitler und Stalin« berühmt, einer Leidens- und Verbrechen Geschichte Ostmitteleuropas unter der Herrschaft der beiden Diktaturen. Judt und Snyder arbeiten heraus, welche zentrale Rolle aus Osteuropa zugewanderte Juden in der Wiener Moderne um 1900 spielten, wie erträglich für sie das Habsburger Reich war und wie negativ sich letztlich der Durchbruch des demokratischen Nationalstaats in Mittel- und Osteuropa nach 1918 auf ihre Lebensbedingungen ausgewirkt hat. Judt berichtet über sein jungendliches Engagement für den Zionismus und seine idealisierende Identifikation mit dem Staat Israel, von dem er sich seit den späten 60er Jahren enttäuscht distanzierte. Ungemein schroff fällt seine Kritik an der heutigen Politik Israels aus, besonders an dessen Strategie, das Gedenken an den Holocaust obsessiv für Zwecke der eigenen Identitätssicherung und Interessenwahrnehmung zu instrumentalisieren.

Judt lehrte an englischen und amerikanischen Universitäten. In der Forschung beschäftigte er sich vor allem mit französischer Geschichte. Aber seit den 1980er Jahren entdeckte er Ostmitteleuropa für sich, mit viel Sympathie. Die beiden Au-

toren arbeiten die besondere Art des sozialdemokratisch gefärbten Liberalismus heraus, den die ostmitteleuropäischen Dissidenten in Ablehnung des Sowjetmarxismus in die europäische Gedankenwelt vor und nach dem Zusammenbruch des Kommunismus eingebracht haben. Kolakowski hat Judts Marxismusverständnis geprägt, er hat ihn bewundert.

Judts Verhältnis zum Marxismus war anfangs vom radikal sozialistischen, zugleich antistalinistischen Elternhaus geprägt. Er suchte sich innerhalb der Geschichte der französischen Linken die Sozialisten als Forschungsthema aus, während alle Welt die Kommunisten studierte. Seinen fulminanten Rundumschlag gegen (fast) alle Arten von Sozialgeschichte (»A Clown in Regal Purple«, 1979) kann man auch als Schritt der Ablösung von marxistischen Deutungen verstehen. Als die westeuropäischen Intellektuellen des 20. Jahrhunderts sein Hauptthema wurden, interessierte ihn nichts mehr als die Frage, warum so viele von ihnen den sowjetischen Kommunismus trotz seiner menschenverachtenden Verbrechen feierten, und sich zum Teil auch noch nach der Niederlage des Faschismus 1945 nur zögernd oder spät von ihm lossagten. Scharf ging er mit ihnen ins Gericht und versuchte gleichwohl, sie zu verstehen. Seine Polemik gegen Sartre hat ihn erst wirklich bekannt gemacht hat. Im Gespräch mit Snyder wirft er Eric Hobsbawm vor, lobend und apologetisch über die DDR und Ostberlin geschrieben zu haben. Brechts Gedicht »An die Nachgeborenen« attackiert er als Rechtfertigung gegenwärtiger Verbrechen im Namen künftigen Fortschritts. Beides schießt weit übers Ziel hinaus.

Zugleich versteht Judt sich emphatisch als Teil der Linken, als Parteigänger der sozialen Demokratie. Das Buch enthält eine vehemente Kritik am Neoliberalismus, eine scharfe Abrechnung mit der zunehmenden Ungleichheit in den Vereinigten Staaten und ein entschiedenes Plädoyer für die Not-

wendigkeit des Sozialstaats. Es gelingen treffende Formulierungen, z.B. über die Unfähigkeit des Kapitalismus, die sozialen Voraussetzungen zu schaffen oder auch nur zu bewahren, die er für seine eigene Fortexistenz braucht; gegen das Glücksspiel als Prinzip des Finanzkapitalismus; für die Neuankennung des Prinzips der Gesellschaft; gegen den Privatisierungskult und für die Relevanz öffentlicher Güter. Der Ideenhistoriker Judt nähert sich der Geschichte des Neoliberalismus über die gekonnte Kontrastierung der Lehren von Keynes und von Hayek. Von Hayeks marktradikale Ablehnung des Sozialstaats als freiheitsgefährdend sieht Judt in dessen Zwischenkriegs-Erfahrungen im autoritären Österreich und mit dem Wiener Gemeinde-Sozialismus begründet – eine originelle und bestreitbare Sichtweise.

### **Unsichere Zukunft der Demokratie**

Die gängigen historischen Synthesen zeichnen durchweg ein düsteres Bild vom 20. Jahrhundert, seinen Kriegen, Verfolgungen und Barbareien, etwa wenn Hobsbawm über das »Zeitalter der Extreme« und Mazower über den »dunklen Kontinent« schreibt. Dem widersprechen Judt und Snyder nicht. Aber sie fügen Wichtiges hinzu und setzen damit andere Akzente. Sie betonen die bemerkenswerten Verbesserungen, die das Jahrhundert im Alltag der Menschen gebracht hat. Sie erinnern daran, dass über lange Jahrzehnte die Hauptantipoden Kommunismus und Faschismus waren, nicht aber Totalitarismus und Demokratie. Dass der demokratische Verfassungsstaat mit sozialstaatlichen Inhalten am Ende den Sieg davontragen würde, war »eine der wirklich unerwarteten Entwicklungen des Jahrhunderts«. Das trifft zu. Auch wenn sein Sieg unvollständig und seine Zukunft unsicher sind, wie die beiden Autoren wissen.

»Nachdenken über das 20. Jahrhundert« – der Rückblick bleibt merkwürdig provinziell. Das 20. Jahrhundert der beiden Autoren fand ausschließlich in Europa und den USA statt. Imperialismus, Dekolonisierung und Globalisierung bedenken sie nicht. Die Frage nach der inneren Einheit dieses Jahrhunderts wird ebenso wenig gestellt wie die nach seiner Abgrenzung und seinen Zäsuren. Eine Bilanz des eigenen Lebens und Schaffens – warum enthält sie auch nicht den leisesten Ansatz zur Selbstkritik? Auf der Suche nach einprägsamen Zuspitzungen überzieht der Text immer wieder. Es fehlt nicht an fehlerhaften Verzeichnungen, etwa wenn Stresemanns Außenpolitik mit der der Nazis gleichgesetzt wird.

Doch eindrucksvoll dokumentiert das Buch die Gedankenarbeit zweier ausgewiesener Historiker, die sich als Intellektuelle verhalten, indem sie über den Tellerand ihrer jeweiligen Spezialisierung hinweg argumentieren. Dies gilt nicht nur für Judt, der sich explizit als öffentlicher Intellektueller und erst in zweiter Linie »als Akademiker« verstand. Der ganz anders profilierte Snyder hält kräftig mit, erweist sich als brillianter, Anstöße liefernder, aber auch sanft korrigierender Gesprächspartner – beide in Sympathie miteinander und im Grundsätzlichen übereinstimmend. Sie führen vor, wie man historisch informiert über Gegenwart urteilt und von Geschichte fasziniert ist, weil man in der Gegenwart verstehen, erklären und öffentlich wirken will. So explizit, selbstbewusst und gründlich praktizieren Historiker den spannungsreichen Spagat zwischen der Kompetenz des Fachwissenschaftlers und dem Diskurs des engagierten Intellektuellen nur selten. Insofern ist »Nachdenken über das 20. Jahrhundert« ein Modell.

*Tony Judt/Timothy Snyder, Nachdenken über das 20. Jahrhundert. Carl Hanser Verlag, München 2012, 412 S., 24,90 €.* ■